

## „ Friedhof – ein Ort der Trauer, Erinnerung, Begegnung und Ruhe“

Vortrag beim Friedhofskulturkongress  
am 15. Oktober 2013 in Bad Windsheim



G  
N  
Z  
U  
R  
E  
D  
E  
H  
L  
I  
G

### 1. Einführung

### 2. Ort der Trauer

- 2.1. Trauer unter dem Aspekt von Gesundheit und Krankheit
- 2.2. Trauer als Arbeit: von Nähe und Distanz
- 2.3. Trauer als Freigeben: vom Loslösen statt Auflösen
- 2.4. Trauer als Wege: vom Kommen und Gehen
- 2.5. Trauer als Prozess: vom Schock zur Adaption

### 3. Ort der Erinnerung

- 3.1. Zwischen Individualität und Öffentlichkeit
- 3.2. Soziale, geschichtliche und kulturelle Verankerungen
- 3.3. Religiöse und kirchliche Verankerungen
- 3.4. Rückblicken, Vergegenwärtigen und Vorausschauen

### 4. Ort der Begegnung

- 4.1. Die menschliche Dimension: Begegnung und Ermutigung
- 4.2. Die religiöse Dimension: Zukunft und Hoffnung

### 5. Ort der Ruhe

- 5.1. Empfinden von innerer und äußerer Ruhe
- 5.2. Ruhe finden bei Gott

### 6. Schlusswort

G  
N  
Z  
U  
R  
E  
D  
E  
H  
L  
I  
G

## 1. Einführung

Sehr geehrte Damen und Herren,  
wenn ich in meiner Eigenschaft als Pfarrer gefragt werde, was meine liebste Kasualie (Amtshandlung) sei, nenne ich zur Verwunderung des Fragestellers nicht Hochzeiten oder Taufen, sondern Beerdigungen, denn nie spüre ich das Leben so intensiv wie angesichts des Todes; nie erlebe ich die Tiefe menschlicher Emotionen so unmittelbar wie an einem Grab; nie begreife ich den Wert der christliche Hoffnung so elementar wie in jenen Momenten, in denen es einem die Sprache verschlägt, weil man auf ein Ende schaut, wo man aber doch Worte finden kann, die von einem Neubeginn reden. All dies besondere Reden und Erleben hat mit jenem Ort zu tun, um den es heute geht, den Friedhof als einen „Ort der Trauer, Erinnerung, Begegnung und Ruhe“ – so das Thema, das mir gestellt wurde. Das Stichwort „Trauer“ ist das vorrangigste und vielschichtigste; darum möchte ich damit beginnen.

## 2. Der Friedhof als Ort der Trauer

**2.1.** Sigmund Freud hat in seiner 1917 erschienen Schrift „Trauer und Melancholie“ geschrieben: „Trauer ist regelmäßig die Reaktion auf den Verlust einer geliebten Person oder einer an ihre Stelle gerückten Abstraktionen wie Vaterland, Freiheit, ein Ideal usw.“<sup>1</sup>



Das heißt: Trauer ist keine Krankheit, also nichts, was man verstecken oder behandeln müsste, sondern etwas Normales und Natürliches, das man ausleben sollte, um gerade nicht krank zu werden. Die Trauer ist eine angemessene, gesunde seelische Antwort auf einen erlittenen Verlust. Es gibt zahlreiche Verlusterfahrungen wie Arbeitslosigkeit, Umzug oder Scheidung, aber am stärksten wird die Trauer dann, wenn sie sich mit dem Tod eines geliebten Menschen verbindet. Diese tiefste und schmerzlichste Art der Trauer braucht Formen, um sich ausdrücken zu können und sie braucht Orte, wo sie ausgelebt werden kann. Die Ausdrucksformen wie die Orte können kirchlich oder weltlich geprägt sein, aber einige Kriterien sollte der Ort der Trauer schon erfüllen, wenn er zur Trauerbewältigung dienen soll: Er sollte zu Fuß oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln leicht zu erreichen sein, er sollte nicht außerhalb der alltäglichen Lebenswelt liegen, er sollte befestigte Wege haben und alters- bzw. behindertengerecht sein.

Lässt man diese Kriterien gelten, kommt für ältere oder beeinträchtigte Menschen ein Friedwald als Ort der Trauerbewältigung kaum in Frage. Die Hauptwege mögen zwar noch gut begehbar sein, aber die Meter querfeldein bis hin zur Grabstätte sind durch hervorragende kleine und größere Baumstümpfe und andere Bodenunebenheiten als gefährlich einzustufen. Liegegebliebenes Laub verdeckt Mulden, durch Regen aufgeweichter Boden kann zum Risiko werden. Menschen im Rollstuhl oder mit Rollator können so eine Grabstätte überhaupt nicht anfahren und müssen schon bei der Beisetzung auf den Erdwurf und den direkten Abschied verzichten, wie ich es im April dieses Jahres in einem Friedwald bei Darmstadt selbst beobachten konnte. Manche Menschen, die heute noch die Idee von einer Waldbestattung ihres Angehörigen interessant finden vergessen, dass sie im Alter möglicherweise selber nicht mehr in der Lage sind, diesen Ort ihrer Trauer aufzusuchen; sie würden ihren Angehörigen zum zweiten Mal verlieren, weil sie die empfundene Verbundenheit an jenem dann unerreichbar gewordenen Ort aufgeben müssen.

**2.2.** Trauer braucht ein gewisses Maß an Eigeninitiative und Aktivität, damit sie bewältigt werden kann. Trauern ist kein passives Erdulden, sondern eine große Anstrengung, ein körperlicher und seelischer Kraftakt, darum hat Freud den Begriff „Trauerarbeit“ geprägt. Er schreibt: „Die Realitätsprüfung hat gezeigt, dass das geliebte Objekt nicht mehr besteht, und erlässt nun die Aufforderung, alle libido aus ihren Verknüpfungen mit diesem Objekt abzuziehen. Dagegen erhebt sich ein begreifliches Sträuben – es ist allgemein zu beobachten, dass der Mensch eine Libidoposition nicht gern verlässt, selbst dann nicht, wenn ihm Ersatz bereits winkt...“<sup>2</sup> Diese Aussagen machen es deutlich: Trauerarbeit hat ein klares Ziel und das besteht darin, sich vom geliebten Menschen zu lösen („alle libido aus ihren Verknüpfungen mit diesem Objekt abzuziehen“). Über die Möglichkeit sich von einem geliebten Menschen zu lösen äußert sich Freud durchaus hoffnungsvoll, allerdings weiß er auch, dass sich dagegen ein, wie er sagt, „begreifliches Sträuben“ erhebt: dass also der Trauernde lieber festhalten will statt sich zu lösen und die Realität lieber leugnet statt sie anzuerkennen, was psychologisch höchst problematisch ist.

Manche der modernen Bestattungswünsche aber beschwören diese Problematik geradezu herauf und behindern eine gesunde Trauerarbeit. Wenn man sich den Verstorbenen als Urne in seinem Wohnzimmer aufstellen kann oder ihn in seinem eigenen Garten vergräbt oder ihn als gepressten Diamanten um seinen Hals hängt, damit er immer um einen ist mag das zwar das verständliche Bedürfnis nach Nähe befriedigen, aber Trauerbewältigung im eigentlichen Sinn ist das nicht. „Frei“ und „ungehemmt“ soll nach Freud das eigene Ich nach Vollendung der Trauerarbeit sein - durch solche Bestattungswünsche aber kann sich ein Ich nur schwer oder gar nicht von dem Verstorbenen lösen, es wird weder frei noch ungehemmt sein. Wenn man weiß, wie kompliziert viele Beziehungen zu Lebzeiten waren, darf man die Motive solcher Wünsche nach bleibender Nähe des Toten durchaus hinterfragen. Möglichweise ist es die Elternautorität, die zementiert wird, wenn man sich die toten Eltern nach Hause holt; möglicherweise will der Hinterbliebene (unbewusst) auf diese Weise ein Schuldgefühl oder andere ungelöste Konflikte bearbeiten und macht den Toten zum Mittel für diesen Zweck; oder ein Hinterbliebener will den Partner oder sein Kind nicht loslassen und nennt es Liebe - Psychologen würden es Realitätsleugnung und regressives (kindliches) Verhalten nennen.

Soll die Trauerarbeit gelingen, braucht es aber Distanz zwischen den Lebenden und den Toten und der Friedhof scheint mir der ideale Ort zu sein, um Distanz zu schaffen, den Verstorbenen und sich selbst freizugeben und so eine reifere Form von Nähe zu erproben. Das Wort Jesu „Lasst die Toten ihre Toten begraben, du aber folge mir nach“ (Mt 8,22) scheint mir genau in diese Richtung zu deuten. Es gibt einen Raum für die Toten und einen für die Lebenden und beide Räume sollten nicht vermischt werden. Der Lebende muss sich auch von den Toten emanzipieren. Oder anders gesagt: Das Leben ist mehr als ein fortgesetzter Totenkult! Das Leben hat seine eigenen Anforderungen - vor allem die, sich nach der Zeit der Trauer anderen Menschen und neuen Aufgaben zuzuwenden.

**2.3.** Friedhöfe schaffen also ein gesundes Verhältnis von Nähe und Distanz zu dem Verstorbenen und sorgen für die nötige Balance zwischen früheren Abhängigkeiten und neuer Freiheit. Sich vom Verstorbenen loszulösen sollte allerdings nicht heißen ihn aufzulösen, indem man die Asche auf einem See oder im Meer verteilt wie es in Deutschland möglich ist oder auf einer Wiese oder einem Berghang verstreut, wie es in anderen Ländern erlaubt ist oder sie mit einer kleinen Rakete in die Luft schießt, wo die Asche dann „vom Winde verweht“ wird. Viele, die so eine Art der Bestattung befürworten sei es aus naturmystischen Gedanken heraus oder weil sie sich oder ihren Angehörigen die Grabpflege ersparen wollen vergessen, dass Trauerarbeit keine Privatsache ist. Der Verstorbene stand ja in einem Beziehungsgeflecht, und es gibt viele Menschen, für die Trauerarbeit möglich sein sollte: Nachbarn, Freunde, Arbeits- und Vereinskollegen, Enkel und Urenkel, Mitglieder der Kirchengemeinde – sie alle brauchen einen Ort der Trauer und des Abschiednehmens. Trauerarbeit darf nicht dadurch erschwert werden, dass es keinen solchen Ort mehr gibt; sie braucht einen öffentlich bekannten und zugänglichen Ort und auch das ist ein großer Pluspunkt, den Friedhöfe zur Trauerarbeit und Trauerbewältigung beitragen.

Deshalb gab es schon zu biblischer Zeit Friedhöfe in Form von Nekropolen, also Totenstädten – allerdings außerhalb der bewohnten Siedlungen. Das Begräbnis erfolgte als einfache Erdbestattung (Gen 49, 29-31) und zwar meist im Familiengrab, seltener in Einzelgräbern. Solche Grabstätten waren Höhlen oder Felsenkammern wie das Grab, in das Jesus gelegt wurde. So sehr man solchen Orten mit Scheu begegnete, weil mit dem Totenkult allerhand abergläubische Vorstellungen verbunden waren und das In-Berührung-Kommen mit einem Leichnam zur kultischen Unreinheit führte, so sehr brauchten die Menschen damals schon solche Orte.

Von Maria Magdalena wird berichtet, wie sie am Ostermorgen zum Grab Jesu gelaufen ist, ihn aber dort nicht finden konnte. Mit tränenüberströmten Gesicht fragte sie den vermeintlichen Friedhofsgärtner: „Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.“ (Joh. 20,13). Das Wo ist die entscheidende Frage; wer darauf keine Antwort findet, bleibt immer auf der Suche, wer die Antwort hat, kann innerlich zur Ruhe kommen. Und die Antwort findet nur, wer sich wie Maria Magdalena auf den Weg macht.



Maria stand unter dem Kreuz (Joh 19,25) und sah mit Jesus auch ihre Hoffnung sterben, die sie auf ihn gesetzt hatte. Indem sie ihn am Grab sucht, hält sie an der Beziehung zu ihm fest.

**2.4.** Trauerbewältigung wird oft als Weg beschrieben, den man gehen muss. Meist ist damit eine innere Entwicklung gemeint, die in der Seele stattfindet. Aufgrund der biblischen Zeugnisse und meiner eigenen Erfahrung scheint mir das aber zu kurz gegriffen und ich möchte den Weggedanken ganz wörtlich nehmen. Manchmal braucht es Wege, die man tatsächlich geht auf den eigenen zwei Beinen oder mit fremder Hilfe, aber jedenfalls ganz

körperlich und real. Bei Beerdigungen habe ich die Wege besonders schätzen gelernt, die mit den Hinterbliebenen zu gehen waren, vom Trauerhaus zur Leichenhalle, von der Leichenhalle zum Grab, vom Grab in die Kirche und von dort in die Gastwirtschaft und wieder nach Hause; oder später die Wege von Zuhause zurück zum Friedhof um das Grab zu richten und die Blumen zu gießen. Oft sind es die tatsächlich gegangenen Wege, die innere Ruhe erzeugen, die Klarheit schenken, die einem das eigene Leben neu spüren lassen. Nicht umsonst haben Pilgergänge in den letzten Jahren eine Renaissance erlebt, und der Weg zu einem Grab kann ähnliche Bedeutung gewinnen. Meine Schwiegermutter, obwohl schon 81 Jahre alt, begibt sich jeden zweiten Tag zum Grab ihres Mannes und ihrer Tochter, was sie seelisch und körperlich aufrecht erhält. Für sie gilt: Nicht der Weg ist das Ziel, sondern der Weg hat ein Ziel und das Ziel heißt: Im Hingehen zu dem Verstorbenen und im Weggehen von ihm die Liebe zu leben ohne ihr Fesseln anzulegen, die Trauer zu spüren ohne darin aufzugehen; kommen zu können, aber auch ohne schlechtes Gewissen wieder weggehen zu dürfen in das eigene Leben. Nichts würde diese Frau mehr deprimieren als wenn sie diesen Weg zum Friedhof nicht antreten könnte - sei es aus Altersgründen oder weil der Friedhof außerhalb ihrer Reichweite liegt. Nichts wäre schlimmer als allein zu Hause bleiben zu müssen, wo ihr die Decke auf den Kopf fällt und die Gedanken verrückt spielen.

**2.5.** Der Weg zum Friedhof und wieder hinaus ist eine Weise, Freiheit zu gewinnen. Sich frei zu machen von dem, was war und selbstbestimmt in die Zukunft zu gehen ist ja das Ziel der Trauer. Dazu gehört dann auch, neben den sichtbaren und äußerlichen Wegen einen inneren Weg zu gehen. Der Theologe Yorick Spiegel hat den Weg- oder Prozesscharakter der Trauer in seinem Vier-Phasenmodell beschrieben. Die vier Phasen der Trauer nennt er: 1. Die Phase des Schocks 2. Die kontrollierte Phase 3. Die Phase der Regression und 4. die Phase der Adaption.<sup>3</sup> Und in den meisten Phasen hat der Friedhof eine große Bedeutung.

Die Phase des Schocks tritt ein, wenn man mit der Todesnachricht konfrontiert wird. Die Zeit des Schocks dauert meist nur wenige Stunden, vielleicht einen Tag. Dann beginnt die kontrollierte Phase, die Gefühle werden soweit es geht unter Kontrolle gebracht, denn die Überführung und Bestattung muss vorbereitet werden, die Nachbarn kondolieren, der Bestatter stellt viele Fragen und der Pfarrer kommt zum Trauergespräch. Als Landpfarrer habe ich gemerkt, wie schnell in dieser Phase der Fokus auf den Friedhof fällt. Kann der Ver-

storbene noch in das Familiengrab hinein? Oder wo sonst gibt es einen Platz für ihn? Das sind wichtige Fragen in dem Bemühen, dem Toten ein neues Zuhause zu geben. Für viele Menschen ist es unglaublich entlastend, zu wissen, dass prinzipiell auf dem örtlichen Friedhof eine Grabstätte erworben werden kann und man nicht erst im weiteren Umkreis suchen muss, so wie man sich als Fremder in einer Stadt um ein Hotel bemühen muss. Was Trauernde am wenigsten brauchen können, sind Absagen und Unsicherheit; was ihnen am meisten in dieser Phase hilft ist die Gewissheit: Es gibt in meiner Nähe einen Platz für mein Kind, den Mann, die Frau, die Eltern. (Ich sehe mit Sorge, dass in größeren Städten Friedhöfe aufgegeben werden müssen, weil ihre Wirtschaftlichkeit dadurch gefährdet wird, dass immer weniger herkömmliche Bestattungen gewünscht und die Verstorbenen an anderen Orten oft weit entfernt beerdigt werden. So wird das Bedürfnis vieler, die den Wert einer Beisetzung am Wohnort schätzen, untergraben oder sie müssen die Wünsche der anderen mit höheren Grabgebühren bezahlen.) Meine Erfahrung ist: Viele Hinterbliebene gewinnen in jenem Augenblick Kontrolle über ihre Trauer, in dem ihnen eine heimatnahe Grabstätte für den geliebten Menschen zugesichert wird.

Die dritte, die regressive Phase beginnt, wenn die Beerdigung vorüber ist und die Trauernden in ihren Alltag zurückkehren. Diese Phase sollte besser „zurückgenommenes Leben“ heißen, weil Trauernde viel Zeit und Energie für sich selbst benötigen und sich aus ihrem gewohnten Umfeld zurückziehen. Es ist die schmerzlichste und schwierigste Phase der Trauer, denn gegensätzliche Gefühle branden auf und kämpfen miteinander: Das kann auf der einen Seite Wut und Zorn sein gegen die Ärzte, die nicht geholfen haben, gegen Familienmitglieder oder andere Menschen, die nicht genug Unterstützung leisten, gegen den Verstorbenen selbst, der einen einfach verlassen hat oder auch Wut gegen Gott, der den Verstorbenen hätte retten können. Oder Trauernde zeigen im Gegenteil dazu Mut- und Antriebslosigkeit und entwickeln Depressionen bis hin zu Selbstmordgedanken. Daheim ist kein guter Ort, um mit diesen Gefühlsschwankungen klar zu kommen, zumal es einem oft unheimlich zumute ist. Da knirscht es draußen vor dem Haus im Kies, da knarrt eine Türe, da hört man Schritte auf der Treppe und meint, der Tote kommt zurück. Das wird oft weniger als Freude empfunden denn als Bedrohung, vor allem wenn man in seinem Haus ganz allein lebt. Solche Auditionen können auch mit Halluzinationen begleitet sein, man sieht einen Schatten, erkennt die Körperumrisse, fühlt eine Hand. Manchmal ist daheim wirklich kein guter Ort, um zur Ruhe zu kommen. Meiner Schwiegermutter hat es in dieser Phase sehr geholfen, ihre Unsicherheit und Angst an jenen öffentlichen und doch geschützten Ort zu tragen, wo sie ihre Toten nahe wusste und doch zugleich an die Realität ihres Todes erinnert wurde.

Noch einen weiteren Vorteil hat der Friedhof: Die Passivität daheim, das Verurteilt-Sein zum Nichtstun konnte diese Frau auf dem Friedhof in positive Aktivität umwandeln, indem sie das Grab herrichtet, mit den Toten spricht und Gebete formuliert. Die Fürsorge, die sie zu Lebzeiten ihrem Mann und ihrer Tochter gebracht hat, gibt sie den beiden jetzt auf diese Weise weiter. In einem Friedwald wäre diese Frau mit ihrem Hang zur Fürsorge verloren; keine Blume, kein Gesteck, keine Kerze, keine Figur, kein Kreuz - nichts darf dort platziert werden. Nichts tun zu können, nichts geben zu dürfen im Angesicht des vernichtenden Todes – so viel Verneinung würde sie kaum aushalten. Wo andere sich über die Last der Grabpflege beschweren ist es für sie eine Lust, noch etwas für Ihre Lieben tun zu können.



Ich weiß, es gibt mittlerweile nicht nur eine Individualisierung, sondern auch eine Verkitschung von Gräbern, die abschreckend wirkt. Und ich weiß auch, dass die Fixierung auf ein Grab krankhafte Züge annehmen kann. Der Amerikaner Jackson fasst es in seinem Buch über das christliche Begräbnis so zusammen: „Zu viele Friedhöfe werden ebenso zur Begräbnisstätte des Lebenden wie zu der des Toten.“<sup>4</sup> Und dennoch meine ich: Das Grab auf dem Friedhof kann wesentlich dazu beitragen, der schweren dritten Trauerphase Struktur und Inhalt zu geben und sie durchstehen, so dass die abschließende Phase, die Adaption, also die Annahme der Trauer erreicht werden kann. Auch hier hat der Friedhof wieder eine besondere Funktion, allerdings eine andere wie in der Phase davor, denn der Horizont weitet sich. Plötzlich hört und sieht man, was man nie so richtig wahrgenommen hat: Den Gesang der Vögel, das Läuten der Kirchenglocken von ferne, die wohltuende Wärme der Sonne auf der Haut, die Gräber ringsumher, die Menschen, die sie besuchen. Das Leben gewinnt seine Farben und Klänge zurück. Und immer öfter passiert es, dass dieselbe Frau, die Wochen zuvor noch ständig die Blumen ausgetauscht hat, weil sie angeblich nicht mehr frisch waren, sagt: Ach, die Blumen sind eigentlich gut genug. Das Grab ist noch schön. - Was auch so viel meinen kann wie: Es ist gut so, wie es ist. Nicht nur das Grab, auch das Leben ist noch schön.

Der Friedhof als Ort der Trauer bietet so viele Möglichkeiten die Trauer auszuleben wie kein anderer Ort; auf die religiöse Dimension dieses Ortes komme ich noch zu sprechen. Ich habe mich beim Stichwort Trauer ein wenig länger aufgehalten, um möglichst viele Facetten dessen zu erfassen, was Trauer ist und wie sie durchlebt werden kann, ohne daran zu zerbrechen.

### **3. Der Friedhof als Ort der Erinnerung**

**3.1.** Vielfach wird Erinnerung als individuelles und privates Gedenken verstanden, aber dieser Ansatz ist meiner Meinung nach viel zu einseitig, weil er die soziale Dimension des Lebens außer Acht lässt. Mir ist das bei der Bestattung einer Verwandten im April dieses Jahres aufgefallen. Die Kinder wollten ihre verstorbene Mutter in der Schweiz einäschern lassen, um die Urne dann wieder einzuführen und sie im heimatlichen Garten zu vergraben, was in Deutschland eigentlich verboten ist. Nicht allein wegen der Illegalität dieser Aktion, sondern wegen der Privatisierung des Trauerortes gab es von allen Seiten Proteste. Arbeitskollegen wollten auch einen ungehinderten Zugang zum Grab, ohne privaten Grund betreten und vorher um Erlaubnis fragen zu müssen. Das hat mir gezeigt: Ein Toter, eine Tote gehört nicht sich selbst oder seinen Kindern und nächsten Angehörigen – er oder sie lebte in einem großen Geflecht von Beziehungen und alle, die darin eingewoben waren und sind, müssen Trauerarbeit im beschriebenen Sinne leisten können. Es gibt eine soziale Dimension der Trauer, ein gemeinschaftliches Erinnern, eine Art kollektives Gedächtnis, das weder behindert noch ausgelöscht werden darf.

**3.2.** Aber die Dimension des Erinnerns ist noch größer. Sie ist nicht nur sozial, sondern auch geschichtlich, kulturell und religiös zu verankern. Geschichtlich, weil ein Friedhof mit seinen Gräbern die Geschichte eines Ortes erzählt oder eines ganzen Landestriches. Und nicht nur historische Gräber tragen zu diesem Geschichtsbewusstsein bei - jedes einzelne Grab erzählt mit allem, was es an Inschriften und Symbolen enthält, Geschichte. Ich gehe gern durch Friedhöfe, entdecke Namen, die mir bekannt sind, kann den Werdegang von Familien über Generationen nachverfolgen und Anteil am Schicksal von Menschen nehmen, die ich nie gekannt habe. Manchmal treffe ich - symbolisch gesprochen - Menschen wieder, die ich schon lange gesucht habe wie einen ehemaligen Kameraden, den ich zu einem Klassentreffen einladen wollte. Trotz vieler Bemühungen konnte ich seine Adresse



einfach nicht ausfindig machen, bis ich per Zufall auf meinem Heimatfriedhof an einem Holzkreuz vorbei kam mit der Aufschrift: „Hier ruht in Frieden“ und dann las ich mit großen und deutlichen Buchstaben den Namen des gesuchten Mitschülers. In diesem Augenblick kamen die Geschichten von früher wieder hoch und hatten doch zugleich hier ihren Abschluss gefunden. Aus meiner vergeblichen Suche ist ein Finden geworden.

Ein Friedhof dokumentiert Geschichten und Geschichte und stellt jedes individuelle Leben in einen größeren Zusammenhang. Als ich im April in einem Friedwald war, hatte ich dieses besondere „erhabene Gefühl“ nicht, sondern ich hatte eher den Eindruck, dass hier Lebenszusammenhänge auseinandergerissen und Erinnerungen vernichtet werden. Zwar gab es an den Bäumen Namensschilder, aber sie waren so klein gedruckt, dass man sie bei einem Standort ein paar Meter entfernt gar nicht lesen konnte. Woher die Menschen kamen, wurde nicht ersichtlich; zu wem sie gehörten auch nicht und wohin sie gingen erst recht nicht. Sollten jemand von ihnen die christliche Hoffnung in sich getragen haben, dass er oder sie zu Gott geht - in jenem Friedwald wurde sie nicht sichtbar. Kein Kreuz, kein Symbol, kein göttliches Wort im Stil eines Bibelverses, auch kein menschliches Wort in dem Sinn: Hier ruht unser lieber Vater, unsere liebe Mutter etc. war hier zu lesen. So schön der Wald an sich war - ein Ort der Erinnerung in dem Sinn, dass er Lebenszusammenhänge oder Glaubenshoffnungen zum Ausdruck bringt, war er nicht.



**3.3.** Erinnerung geschieht vor allem in ländlichen Gebieten immer noch in einem kirchlichen Kontext, auch das ist ein Zusammenhang, der mir wichtig scheint. Begonnen hat das mit Josef von Arimathia, der dafür gesorgt hat, dass der Leib Jesu nicht am Kreuz verrotten sollte, indem er sein Grab zur Verfügung gestellt hat, um Jesus würdig bestatten zu können. Im Urchristentum wurde es zum Kennzeichen einer christlichen Gemeinde, dass jeder Mensch, ob Sklave oder Herr, reich oder arm würdig bestattet wurde. Lactantius hat dann um 300 nach Christus die Bestattung zum siebten Werk der Barmherzigkeit erklärt. Wir wissen aus Gemeindeordnungen des 5. Jahrhunderts, dass es zu den Pflichten der Diakone gehörte, auch unbekannte Tote zu waschen, zu kleiden und zu bestatten.<sup>5</sup> Deshalb sind viele Friedhöfe in kirchlicher Trägerschaft und die christlichen Gemeinden sind verpflichtet, nicht nur für die eigenen Mitglieder Sorge zu tragen, sondern auch für Fremde, Andersdenkende und Andersgläubige.

Die Kirchengemeinden unterhalten nicht nur die Orte, die Erinnerung ermöglichen, sie frisch diese Erinnerung auch regelmäßig auf durch Totengedenkfeiern, Gedächtnisgottesdienste oder wie in der katholischen Kirche durch Prozessionen auf dem Friedhof an Allerheiligen oder Messfeiern für einen Verstorbenen.

**3.4.** Erinnern ist im kirchlichen Sinne - und das ist das Besondere – nicht nur ein Zurückblicken und Vergegenwärtigen, sondern auch ein Vorausschauen. Der Tote und sein vergangenes Leben werden in einen großen Zusammenhang gestellt, der Gott heißt; im Erinnern wird nach vorne geblickt auf das, was Gott schaffen will. Ob man das Neue nun Paradies, Himmel oder ewiges Leben nennt, ist unwichtig, gemeint ist immer dasselbe: Sterben ist keine Wiedereingliederung organischen Materials in den Kreislauf der Natur, sondern ein Finden von Heimat und Geborgenheit in dem ewigen Gott. Unsere Friedhöfe halten auch diese Erinnerung beständig wach, dass die Verstorbenen nicht dem Tod, sondern dem lebendigen Gott gehören. So wecken Friedhöfe Hoffnung, die so deutlich nirgendwo sonst durch Pflanzungen, bildhauerische und andere Gestaltungselemente zum Tragen kommt.

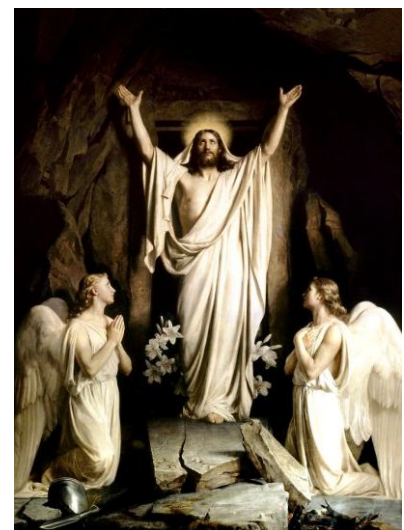
## 4. Der Friedhof als Ort der Begegnung

**4.1.** Unter dem Titel „Schmerz“ hat Helmut Gollwitzer das Empfinden trauernder Menschen so beschrieben. „Tief innen tut es weh. Man fühlt sich verringert, weniger, als man gewesen ist. Leer, beraubt – verloren und unvollständig. Schmerz ist ein Wort, das weh tut. Aber wenn es jemanden gibt, der dieses Gefühl teilt, dann wird es erträglich und passt in den Plan aller Dinge... (so können wir) reifen und jemand werden, der mehr ist, als wir es zuvor gewesen sind.“<sup>6</sup>



„Wenn es jemand gibt, der dieses Gefühl teilt“ - darauf kommt es an. Das ist das Entscheidende und das bringt die Wende, dass es Menschen gibt, die mitfühlen und mitgehen, die den Schmerz teilen, weil sie ihn selbst kennen. Solche Menschen kann man überall treffen, aber nirgendwo so leicht und unkompliziert wie auf einem Friedhof. Ständig trifft meine Schwiegermutter auf Menschen, mit denen sie sich austauschen kann. Ich war selbst dabei, als ein älterer Mann, der ein Grab ganz in der Nähe pflegte, auf sie zuing, um sie zu fragen wo sie denn die letzten drei Wochen geblieben sei? Er habe immer nach ihr Ausschau gehalten. Ob sie krank gewesen sei? „Na jedenfalls habe ich Ihr Grab mit gegossen, damit nichts kaputt geht“ sagte er noch. Sie bedankte sich und fing zu weinen an, weil der Tod ihrer Tochter immer noch weh tut. „Ich kann sie gut verstehen“, sagte der Mann. „Wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann, sagen Sie es mir.“ - Hier geschah Begegnung mit einem Menschen, der aufmerksam, einfühlsam und hilfsbereit zugleich war. Nirgendwo anders hätte die Frau diesem Menschen in dieser Weise begegnen können; und er ist nicht der einzige, mit dem sie ins Gespräch kommt. Aber auch wenn es nicht zu einem Gespräch reicht, allein die Anwesenheit anderer trauernder Menschen schafft ein gemeinsames Empfinden. Auf dem Friedhof ist man selten ganz allein; in einer Zeit, in der Singlehaushalte zunehmen und alte Menschen vereinsamen, ist der Friedhof eine Chance, Kontakte zu knüpfen, die gut tun auch wenn sie flüchtig bleiben.

**4.2.** Der Friedhof bietet auch Kontaktmöglichkeiten zu der Dimension, die Gott heißt. Nirgendwo treten religiöse Symbole so gehäuft auf wie auf einem Friedhof. Seit dem Theologen Paul Tillich wissen wir, dass religiöse Symbole mehr sind als Hinweiszeichen auf jene andere Dimension, sondern sie stellen eine Verbindung her zu dieser Dimension. Wer auf etwa auf das Kreuz schaut, der wird nicht nur auf Jesu Liebe hingewiesen, sondern der kann in sie eintauchen, der kann sie spüren – und auf dem Friedhof gibt es viele Kreuze und andere Symbole. Vielleicht findet mancher durch sie zum Glauben zurück; in ihnen kann man jedenfalls Gott begegnen und die Hoffnung auf Auferstehung und Ewigkeit zur Signatur des eigenen Lebens machen. So wird der Friedhof zu einem Ort des inneren Friedens - auch wenn der Wortteil „Fried“ in Friedhof ursprünglich gar nicht diese Dimension von Frieden meinte, sondern einen eingefriedeten, also umzäunten Bereich, der vor unbefugten Übergriffen geschützt sein sollte. Damit komme ich zum letzten Punkt, den ich noch kurz streifen will.





## 5. Der Friedhof als Ort der Ruhe

**5.1.** Wie innere Ruhe entstehen kann, habe ich schon angedeutet. Aber auch die äußere Ruhe kann man auf dem Friedhof finden. In diesem Zusammenhang habe ich Friedhofsmauern zu schätzen gelernt. Mark Twain spottet zwar, dass Ausgaben für sie verschwendetes Geld seien, denn die, die drinnen sind, können nicht heraus und die, die draußen sind, wollen nicht hinein, jedenfalls nicht dauerhaft. Ich sehe das anders. Eine Friedhofsmauer schützt den Trauernden vor neugierigen Blicken, lässt das alltägliche Leben draußen, ohne es auszuschließen. Man hört die Geräusche vorüberfahrender Autos, das Reden von Menschen, das Lärmen von Kindern, das Brummen von Maschinen. Das Leben ist noch da, zum Glück, aber die Töne sind gedämpfter. Man muss Leben und Tod ja nicht gleich so kombinieren wie in einem Entwurf für einen Friedhof der Moderne, der vorsieht, eine U-Bahn-Linie in einem gläsernen Tunnel mitten durch das Gräberfeld zu führen. Mir scheint das zu inszeniert zu sein. Die völlige Abgeschlossenheit in einem Friedwald wiederum kann sehr bedrückend wirken. Stille muss gerade im christlichen Sinn ja nicht heißen, dass man mutterseelenallein sein soll, sondern dass man inmitten der alltäglichen Lebenswelt Oasen der Besinnung findet.

**5.2.** „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft“ sagt der Beter in Psalm 62, um gleich im Nachsatz von seinen alltäglichen Gefährdungen zu reden. Ruhe meint nicht Totenstille, sondern ein Dasein, das alles Aufgeregte für einige Momente ablegen und zu einem inneren Gleichgewicht finden kann. In diesem Sinne ist der Friedhof ein Ruheort für Tote und Lebende; für letztere ein erholsamer Ort, der zum Verweilen einlädt, wenn er entsprechend gestaltet ist. Und so gilt, was der Hebräerbrief in einem anderen Zusammenhang gesagt hat: „Es ist noch eine Ruhe vorhanden für das Volk Gottes.“ (Hebräer 4,9).

## 6. Schlusswort

Wie sie gemerkt haben, bin ich bei meinen Überlegungen oft von einem klassischen Familienbild ausgegangen ist, wo ein Verstorbener noch Angehörige hat, die sich um sein Grab kümmern (wollen). Das ist längst nicht mehr überall der Fall. Die Privatisierung, Individualisierung, Kommerzialisierung und Anonymisierung der Bestattungskultur schreitet voran; Konkurrenz erwächst nicht nur durch Friedwälder und Ruheforste, sondern auch durch virtuelle Friedhöfe im Internet. Digitales Totengedenken bietet viele Vorteile. In einer „Halle der Erinnerung“ können umfassende biographische Hinweise, private Dokumente wie Fotos, Videos, Musik und andere Erinnerungsstücke an den Verstorbenen niedergelegt werden. Die Besucher solcher Seiten können elektronische Botschaften hinterlassen oder Botschaften empfangen, die der Tote noch zu Lebzeiten gesprochen hat. Zudem ist die Internet-Seite von überall in der Welt erreichbar. Das werden unsere herkömmlichen Friedhöfe nie leisten können. Die Internetseite „Straße der Besten“ zum Beispiel zählt seit den wenigen Jahren ihres Bestehens über 46 Millionen Besucher und 7 Millionen angezündete Gedenkkerzen. Die klassischen Friedhöfe gerade in der Stadt erleben damit einen weiteren Bedeutungsverlust, aber ich meine keinen Funktionsverlust. Denn andererseits darf man auch einmal feststellen, dass zu allen erwähnten Vorteilen kein Ort so viel verschiedene Bestattungsmöglichkeiten bietet wie unsere Friedhöfe, wenn sie modern geführt sind: Von der klassischen Urnen- und Erdbestattung bis hin zu Urnengärten, Rasengräbern oder Baumbestattungen ermöglichen Friedhöfe eine Vielfalt, wie sie nirgends sonst geboten wird und gewähren damit eine größtmögliche Auswahl und Freiheit für Sterbende und Angehörige. Der Friedhof als Ort der Trauer, der Erinnerung, der Begegnung und der Ruhe wird weiterhin für viele Menschen einen hohen Stellenwert genießen; ich hoffe, dass wir alle miteinander diesen Wert verdeutlichen und erhalten können.

## 7. Anmerkungen / Literaturhinweise

<sup>1</sup> Sigmund Freud, zitiert nach: Waldemar Pisarski, Anders trauern, anders leben, S. 13

<sup>2</sup> Sigmund Freud, zitiert nach Yorick Spiegel, Der Prozess des Trauerns, 1989, S. 34

<sup>3</sup> Yorick Spiegel, Der Prozess des Trauerns, 1989, S. 57ff.

<sup>4</sup> E. N. Jackson, The Christian Funeral, zitiert nach Yorick Spiegel, Der Prozess des Trauerns, 1989, S. 248

<sup>5</sup> historische Informationen aus: Margot Käßmann, Friedhofskultur – ein Spiegelbild unserer Zeit, 2008

<sup>6</sup> gekürzt zitiert nach Waldemar Pisarski, Anders trauern, anders leben, S. 11

Bild unten: Friedhof in Bad Windsheim, historischer Eingangsbereich

